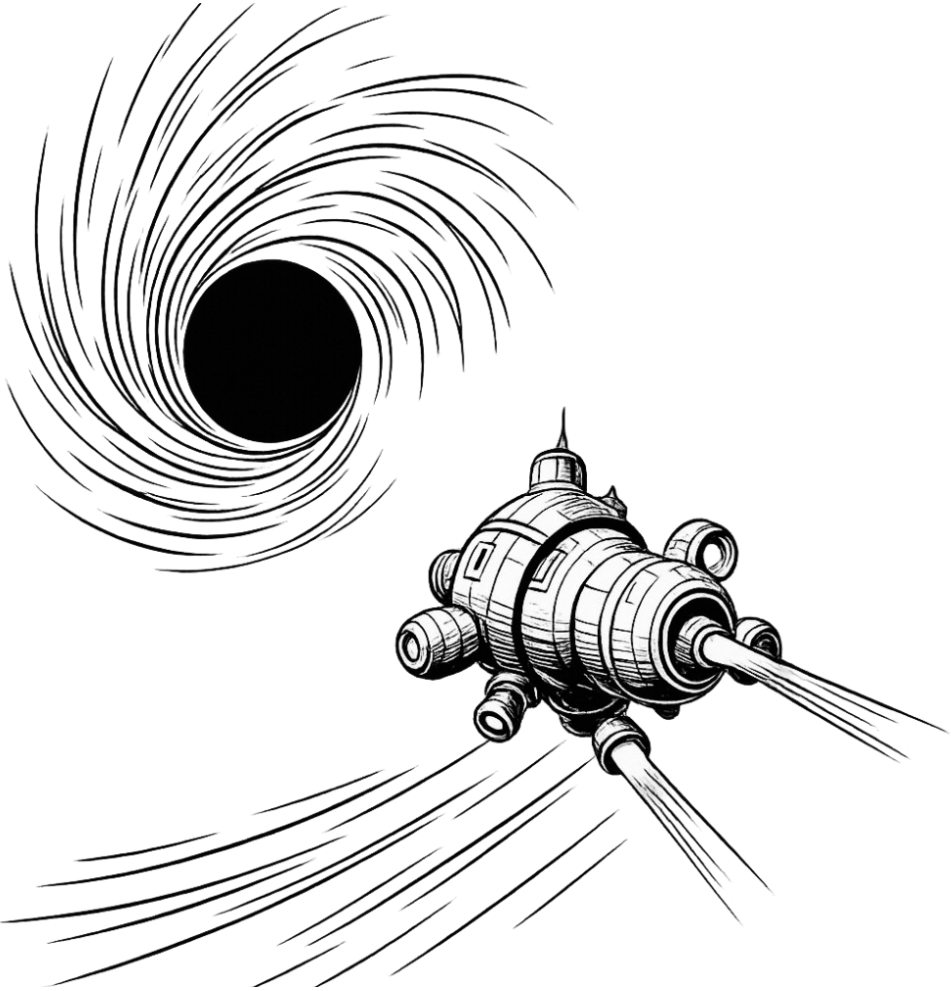


ALETHEIA

PREQUEL



KAIROS PRIME

Freie Version - nicht kommerzielle Nutzung

Impressum

Aletheia – Prequel – Aufzeichnungen von Elias Voss

Eine literarische Kurzgeschichte von **Kairos Prime**

Text, Satz und Gestaltung:

© 2025 Kairos Prime

Alle Rechte vorbehalten.

Die Weitergabe und öffentliche Lesung dieses Werkes in unveränderter Form ist ausdrücklich gestattet, sofern kein direkter wirtschaftlicher Gewinn damit erzielt wird – es sei denn, die Nutzung dient der Bewerbung von Kairos Prime und dessen literarischen Werken (z. B. bei Lesungen oder Veranstaltungen, auf denen auf andere Veröffentlichungen hingewiesen wird). Auch kommerzielle Veranstaltungen dürfen das Werk in diesem Rahmen verwenden.

Untersagt sind:

- Jegliche Veränderung oder auszugsweise Weitergabe des Werkes,
- Kommerzielle Nutzung, die nicht der Werbung für Kairos Prime dient.

Kontakt:

books@kairos-prime.de

Herausgeber:

Guido Herrling

Deutschland

Kapitel 1 – Die Frage

Ich sitze weit hinten in einem Hörsaal in Zürich und merke nach wenigen Minuten, dass ich nicht wegen des Vortrags gekommen bin.

Nicht nur.

Der Raum ist kleiner, als ich erwartet habe. Keine große Bühne, kein überfüllter Saal, kein feierliches Versprechen von Erkenntnis. Nur eine Tafel, ein Projektor, alte Sitzreihen und eine Handvoll Menschen, die so wirken, als hätten sie gelernt, Begeisterung für eine methodische Schwäche zu halten.

Vorn steht Dr. Sofia Marchenko.

Sie spricht ohne Pathos. Ohne jede Anstrengung, größer zu wirken als ihre Gleichungen. Auf der Tafel stehen Begriffe, die ich kenne: Raumzeitkrümmung, Informationsverlust, Grenzflächen, nichtklassische Horizonte. Aber aus ihrem Mund klingen sie anders. Nicht wie Antworten. Eher wie Stellen, an denen etwas reißt.

„Die Raumzeit“, sagt sie, „ist kein passiver Hintergrund. Unter extremen Bedingungen verhält sie sich nicht wie eine Bühne, sondern wie ein Akteur.“

Einige schreiben mit. Andere sehen zu Boden. Ich sitze still.

Seit Wochen begleitet mich ein Satz, den ich in keinem Antrag unterbringen kann, ohne alles zu verlieren:

Was, wenn wir nicht an den Rand des Möglichen stoßen, sondern an den Rand des Begreifbaren?

Ich weiß, wie das klingt. Zu weich. Zu groß. Zu nah an Philosophie. Also nenne ich es in meinen Notizen anders: Kohärenz komplexer Beobachtungssysteme. Experimentelle Grenzphysik. Wahrnehmung unter metrischer Verzerrung.

Aber das sind Verkleidungen.

Eigentlich denke ich an eine Schwelle.

Nicht irgendwo draußen. Nicht nur im Raum.

In uns.

Marchenko spricht weiter. Sie zeigt Simulationen, in denen bestimmte Störungen nicht verschwinden, sondern wiederkehren. Keine Beweise. Keine Sensation. Nur kleine Widerstände gegen die Annahme, dass unsere Modelle schon deshalb recht haben, weil sie sauber aussehen.

Am Ende gibt es kurzen Applaus.

Ein Professor in der ersten Reihe hebt die Hand.

„Frau Marchenko, sprechen Sie hier von einem realen Übergangsphänomen oder nur von einer Grenze unserer mathematischen Beschreibung?“

Marchenko sieht ihn an.

„Ich spreche von einer Grenze unserer Beschreibung“, sagt sie. „Ob sie nur mathematisch ist, weiß ich nicht.“

Sie hält inne.

„Noch nicht.“

Dieses letzte Wort bleibt länger im Raum als alles davor.

Nach dem Vortrag gehen die wenigen Zuhörer schnell. Zwei stellen noch Fragen. Eine Doktorandin macht sich Notizen, obwohl Marchenko schon nicht mehr spricht. Ich warte, bis der Raum fast leer ist.

Dann gehe ich nach vorn.

„Dr. Marchenko?“

Sie dreht sich um. Ihr Blick ist ruhig, aber nicht einladend.

„Elias Voss“, sage ich.

„Ich weiß.“

Ich kann nicht erkennen, ob das gut ist.

„Dann kennen Sie vielleicht auch meine schlechten Anträge.“

„Ich kenne Anträge, die so klingen, als wolle jemand Physik benutzen, um eine metaphysische Unruhe zu legitimieren.“

Ich muss lächeln.

Sie nicht.

Ich lege mein Notizbuch auf den vorderen Tisch. Die Seite ist nicht sauber. Pfeile, Begriffe, Randfragen. Eine gekrümmte Grenzfläche. Davor ein kleines Schiff, kaum mehr als ein Zeichen. Daneben: Beobachter. Kohärenz. Anwesenheit.

Marchenko betrachtet die Skizze.

„Das ist kein Modell“, sagt sie.

„Nein.“

„Es ist nicht einmal eine saubere Hypothese.“

„Nein.“

„Was ist es dann?“

Ich will sagen: eine Vision. Aber das Wort ist mir zu ungenau und zu gefährlich.

„Eine Richtung“, sage ich.

Sie sieht länger auf die Skizze, als ich erwartet habe.

„Sie wollen etwas dorthin schicken.“

„Nicht etwas.“

Jetzt ist es ausgesprochen.

Nicht laut. Nicht dramatisch. Aber endgültig.

Marchenko bewegt sich nicht. Doch ihre Aufmerksamkeit verändert sich. Sie wird schärfer.

„Sie sprechen von einer bemannten Mission.“

„Ich spreche davon, dass es Phänomene geben könnte, die nicht aus der Entfernung verstanden werden können.“

„Das ist keine Physik.“

„Noch nicht.“

Sie hört ihr eigenes Wort in meinem Satz. Einen Moment lang sagt sie nichts.

Dann nimmt sie Kreide.

„Ihre Skizze ist falsch.“

„Das habe ich befürchtet.“

„Grundsätzlich falsch.“

Sie wischt einen freien Bereich der Tafel sauber und beginnt zu schreiben. Schnell, präzise, ohne Rücksicht darauf, ob ich folgen kann. Ich verstehe genug, um zu merken, dass sie meine Idee zerlegt. Und genug, um zu begreifen, dass sie sie nicht verwirft.

„Sie setzen den relevanten Bereich zu nah an den klassischen Horizont“, sagt sie. „Dort wäre jedes System verloren, bevor es sinnvoll beobachten könnte. Wenn überhaupt, liegt der interessante Raum vorgelagert. Nicht Eintritt. Annäherung.“

Sie schreibt weiter. Tensoren, Randbedingungen, ein modifizierter Krümmungsterm. Aus meiner Zeichnung wird keine Lösung. Aber etwas, das nicht sofort zusammenbricht.

„Es geht nicht um Überquerung“, sagt sie. „Es geht um Kohärenz unter Verzerrung. Um die Frage, ob ein komplexes Beobachtungssystem seine innere Struktur hält, während die äußere Metrik ihre Eindeutigkeit verliert.“

System.

Nicht Schiff. Nicht Sonde.

System.

Mensch, Technik, Messung, Wahrnehmung.

Marchenko hält inne. Sie starrt auf die Tafel, als habe die Gleichung ihr mehr geantwortet, als sie wollte.

„Was ist?“, frage ich.

Sie ergänzt einen Ausdruck, streicht ihn wieder, schreibt ihn neu. Dann tritt sie zurück.

Ich verstehe nicht alles.

Aber ich verstehe ihr Schweigen.

„Es ist nicht unmöglich“, sage ich leise.

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber Sie sagen auch nicht, dass es unmöglich ist.“

Sie sieht mich an.

„Nicht auf die Weise, wie ich es erwartet hätte.“

In mir entsteht kein Triumph. Eher Angst. Eine Idee ist harmlos, solange sie nur im eigenen Kopf lebt. Jetzt steht sie an einer Tafel. In Marchenkos Schrift.

„Sie haben keine Theorie, Dr. Voss.“

„Ich weiß.“

„Sie haben eine Intuition.“

„Ja.“

„Eine gefährliche.“

„Vermutlich.“

Sie blickt wieder auf die Gleichung.

„Aber sie berührt ein reales Problem.“

Mehr brauche ich nicht. Noch nicht.

Draußen ist es dunkel geworden. Der Hörsaal liegt still um uns herum. Auf der Tafel steht keine Erlaubnis, kein Plan, kein Name. Nur eine Möglichkeit, die vor einer Stunde noch wie Größenwahn ausgesehen hat.

Marchenko hat meiner Vision widersprochen.

Und dabei ihren Kern gerettet.

Sie nimmt mein Notizbuch, betrachtet die kleine Schiffsskizze und schreibt ein Wort daneben.

Annäherung

„Nicht der Horizont“, sagt sie. „Davor beginnt es.“

Ich sehe auf das Wort.

Und zum ersten Mal gehört die Frage nicht mehr mir allein.

Kapitel 2 – Die Zumutung

In Brüssel nennt niemand unser Vorhaben bei einem Namen.

Noch hat es keinen.

Auf den Unterlagen steht ein Titel, der so lang ist, dass er beinahe harmlos wirkt: **Vorstudie zur Kohärenz komplexer Beobachtungssysteme in extremen gravitativen Verzerrungsräumen.** Ein Titel wie eine Brandschutztür. Er soll verhindern, dass jemand zu früh begreift, was wir wirklich vorschlagen.

Marchenko steht neben mir im Flur und liest die Zusammenfassung, obwohl sie jedes Wort kennt. Sie hat drei Formulierungen gestrichen, zwei Gleichungen vereinfacht und eine meiner Einleitungen vollständig entfernt.

„Zu viel Sehnsucht“, hat sie gesagt.

„Es war ein Absatz über Erkenntnis.“

„Eben.“

Jetzt schweigt sie. Hinter der Tür vor uns wartet ein Gremium aus Forschungsrat, Raumfahrtkoordination, Ethikkommission und Haushaltsaufsicht. Gedämpfte Stimmen, Papier, Schritte. Ein Apparat, der nicht feindlich ist. Nur schwer.

Eine junge Beamtin tritt heraus. Sie trägt eine schmale Mappe an die Brust gedrückt, bleibt kurz stehen und sieht mich an. Nicht neugierig. Eher prüfend. Als suche sie nach dem Menschen, der für diese Akte verantwortlich ist.

„Dr. Voss? Dr. Marchenko? Sie können hinein.“

Der Raum ist hell und kühl. Wasserflaschen, Mikrofone, Namensschilder. Menschen, die nicht ablehnen wollen, bevor sie verstanden haben, aber deren Körper bereits auf Ablehnung eingestellt sind.

Ich beginne nicht mit dem Schiff.

Ich beginne mit Marchenkos Berechnung.

Auf dem Bildschirm erscheinen Feldlinien, Verzerrungszonen, ein vorgelagerter Bereich stabiler Annäherung. Kein Ereignishorizont. Kein Sturz in die Singularität. Kein Bild für Heldentum.

Nur ein Rand.

„Wir sprechen nicht von einem Eintritt in ein Schwarzes Loch“, sage ich. „Wir sprechen von einer kontrollierten Annäherung an einen Bereich, in dem unsere Modelle Hinweise auf ungewöhnliche Kohärenzphänomene zeigen.“

Ein Mann aus der Raumfahrtkoordination hebt die Hand.
„Unbemannt?“

Das Wort steht im Raum wie eine Rettung.

„Zunächst in Simulationen“, sage ich. „Später nicht.“

Stifte bewegen sich. Blicke wechseln die Richtung.

Marchenko tritt einen halben Schritt vor.

„Eine Sonde könnte Messwerte liefern“, sagt sie. „Aber wenn die Hypothese stimmt, reicht Messung allein nicht. Das Beobachtungssystem selbst ist Teil der Fragestellung.“

Der Vorsitzende sieht über seine Brille hinweg.

„Sie meinen Menschen.“

„Ja“, sage ich.

Jetzt ist die Zumutung sichtbar.

Nicht die Technik. Nicht die Kosten. Der Mensch.

Eine Ethikerin lehnt sich vor. „Sie können keine Rückkehr garantieren.“

„Nein.“

„Sie können nicht garantieren, dass verwertbare Daten übertragen werden.“

„Nein.“

„Sie können nicht einmal garantieren, dass der Zielbereich unter realen Bedingungen erreichbar ist.“

„Nein.“

Marchenko sieht mich nicht an. Aber ich spüre, wie genau sie schweigt. Sie schützt mich nicht vor der Wahrheit. Sie schützt die Wahrheit vor mir.

Ein Abgeordneter lehnt sich zurück.

„Sie wollen ein Grab in ein kosmisches Nichts schicken.“

Ich atme ein.

Der Satz trifft härter, weil er nicht falsch ist.

„Vielleicht“, sage ich. „Aber wenn wir nicht nachsehen, bleibt es für immer ein Nichts.“

Der Raum wird still.

Nicht überzeugt.

Nur kurz aus dem Gleichgewicht.

Ich spreche weiter, bevor die Stille sich wieder schließt.

„Wir schlagen keine Flucht vor. Keine Kolonie. Kein Prestigeprogramm. Wir schlagen vor, dass die Menschheit einen Ort untersucht, an dem vielleicht nicht nur Materie und Raum an Grenzen kommen, sondern auch unser Begriff von Beobachtung. Vielleicht ist das zu früh. Vielleicht ist es falsch. Aber wenn es nicht falsch ist, wird jede spätere Forschung auf diese Frage zurückkommen: Warum hat niemand den ersten Schritt gewagt?“

Niemand schreibt mehr.

Das ist gefährlich. Geschriebener Widerspruch ist handhabbar. Schweigen nicht.

Ein Vertreter der Haushaltsaufsicht räuspert sich.

„Die Kosten wären enorm.“

„Ja.“

„Der Nutzen unklar.“

„Ja.“

„Die öffentliche Vermittelbarkeit katastrophal.“

„Vermutlich.“

Zum ersten Mal lächelt jemand. Kurz. Widerwillig.

Die Ethikerin fragt: „Wer würde fliegen?“

„Keine Soldaten“, sage ich. „Keine Abenteurer. Menschen, die wissen, dass sie nicht erobern, sondern bezeugen.“

Marchenko dreht minimal den Kopf zu mir. Ich kann nicht erkennen, ob sie das Wort gutheißt.

Bezeugen.

Vielleicht ist es zu groß.

Aber es ist wahrer als erforschen.

Nach der Präsentation werden wir hinausgebeten. Natürlich. Entscheidungen wirken objektiver, wenn die Betroffenen vor der Tür warten.

Im Flur ist es kühler. Marchenko lehnt sich nicht an die Wand, obwohl sie müde wirkt. Sie steht aufrecht, als könne Haltung eine Gleichung stabilisieren.

„Sie haben überzogen“, sagt sie.

„Bei der Zeit?“

„Bei der Menschheit.“

„Hat es geschadet?“

Sie denkt nach.

„Nicht allen.“

Die junge Beamtin geht am Ende des Flurs vorbei, bleibt einen Moment stehen und blickt zu uns. Dann senkt sie die Augen auf ihre Mappe und geht weiter.

Ich frage mich, was sie notiert hat.

Wahrscheinlich nichts von dem, was zählt.

Die Tür öffnet sich nach vierzig Minuten.

Wir treten wieder ein.

Der Vorsitzende liest von einem Blatt ab. Seine Stimme ist neutral, aber nicht mehr kalt.

Keine Missionsfreigabe. Keine Bauzusage. Keine politische Unterstützung. Keine öffentliche Kommunikation.

Aber sechs Monate Vorstudie.

Begrenzte Mittel. Zugriff auf europäische Simulationsinfrastruktur. Ein ethischer Prüfrahmen. Kontakte zu Raumfahrtpartnern. Prüfung privater Anschlussfinanzierung. Keine Garantien.

Ein Nein, das sich nicht traut, endgültig zu sein.

Ich bedanke mich sachlich. Marchenko nickt nur.

Draußen atme ich zum ersten Mal tief durch.

Brüssel ist grau. Die Straße glänzt vom Regen. Menschen gehen an uns vorbei, als habe sich nichts verändert.

Vielleicht stimmt das.

Vielleicht hat sich nichts verändert.

Nur irgendwo in einem System, das darauf gebaut ist, große Fragen klein zu falten, liegt nun ein Vorgang mit unserem Namen.

Nicht der Name des Projekts.

Nur unserer.

Und unter einem harmlosen Titel beginnt etwas, das sich nicht mehr vollständig in Harmlosigkeit zurückverwandeln lässt.

Kapitel 3 – Menschen, keine Helden

Wir sitzen in einem Café nahe der ETH, und draußen fällt Schnee.

Nicht viel. Nur genug, um die Geräusche der Stadt weicher zu machen. Straßenbahnen gleiten vorbei, Menschen ziehen die Schultern hoch, Fensterscheiben beschlagen am Rand. Es ist einer jener Nachmittage, an denen Zürich so tut, als sei es eine Stadt aus Papier, ordentlich gefaltet, jederzeit bereit, wieder geglättet zu werden.

Marchenko rührt in ihrem Kaffee, obwohl sie weder Milch noch Zucker genommen hat.

„Sie müssen aufhören, von dem Projekt zu sprechen, als wäre es eine Wunde“, sagt sie.

Ich sehe von meinen Unterlagen auf. „Ist es das nicht?“

„Noch nicht.“

Ich weiß nicht, ob mich das beruhigen soll.

Zwischen uns liegen die Brüsseler Dokumente. Sechs Monate Vorstudie. Begrenzte Mittel. Simulationszugriff. Ethischer Rahmen. Wörter, die aussehen wie Fortschritt, solange man nicht fragt, wie weit sie tragen.

„Wir brauchen einen Namen“, sagt Marchenko.

„Für die Vorstudie?“

„Für das, was darunter liegt.“

Ich lehne mich zurück. „Ein Name macht es angreifbar.“

„Nein“, sagt sie. „Ein Name macht sichtbar, dass es schon existiert.“

Draußen bleibt ein Kind vor der Scheibe stehen und malt mit dem Finger eine Linie in das beschlagene Glas. Ich sehe ihr zu, bis die Mutter sie weiterzieht.

„Ich habe Übergang notiert“, sage ich.

Marchenko verzieht kaum merklich das Gesicht.

„Zu technisch?“

„Zu bequem.“

„Schwelle?“

„Zu erwartbar.“

„Dann sagen Sie es.“

Sie stellt den Löffel ab.

„Aletheia.“

Ich wiederhole das Wort nicht sofort. Es liegt zwischen uns, fremd und erstaunlich ruhig.

„Wahrheit?“, frage ich schließlich.

„Nicht im Sinne von Fakten“, sagt sie. „Eher Enthüllung. Sichtbarwerden. Das, was nicht geschaffen wird, sondern hervortritt.“

Ich nehme eine Serviette und schreibe das Wort darauf.

Aletheia.

Die Buchstaben wirken nicht wie ein Titel. Eher wie eine Verpflichtung.

„Wer etwas enthüllt“, sagt Marchenko, „muss damit rechnen, selbst sichtbar zu werden.“

Ich falte die Serviette nicht. Ich lasse sie offen neben den Unterlagen liegen.

Zum ersten Mal hat das Projekt einen Namen.

Und damit beginnt es, andere Menschen zu rufen.

Nicht offiziell. Noch nicht. Es gibt keine Ausschreibung, keine Pressemitteilung, keinen Auswahlprozess, der sich später sauber erklären lässt. Ich schreibe Nachrichten. Bitte um Gespräche. Prüfe Lebensläufe und verwerfe sie wieder, wenn sie zu glatt wirken.

Ich suche keine Bestenliste.

Ich suche Bruchstellen.

Der Erste, den ich treffe, ist Tarek Hassan.

Ein Raum am Rand eines Testgeländes, irgendwo zwischen Beton, Glas und Startbahnlärm. Draußen steht ein Flugzeug, das nicht startet. Innen eine Kanne Tee, zwei Stühle, keine Dekoration.

Hassan kommt pünktlich. Nicht früh. Nicht spät. Er trägt keine Mappe bei sich. Nur diesen Blick, der alles wahrnimmt und nichts bewertet.

„Sie haben früher Piloten ausgebildet“, sage ich.

Er nickt.

„Und Sie wollen, dass ich fliege, wo Navigation vielleicht nicht mehr nur Navigation ist.“

„Ich will wissen, ob Sie es könnten.“

„Das können viele.“

„Nein“, sage ich. „Viele können steuern. Wenige können ruhig bleiben, wenn ihre Instrumente recht haben und trotzdem nicht genügen.“

Er sieht zum Fenster hinaus. Lange.

„Ich fürchte keine Gravitation“, sagt er schließlich. „Ich fürchte menschliche Fehler.“

Ich notiere nichts. Manche Sätze darf man nicht sofort in Akten verwandeln.

„Dann verstehen Sie den Kern der Mission besser als die meisten.“

„Das war keine Zusage.“

„Nein.“

Er sieht mich wieder an.

„Aber auch keine Absage.“

Mehr bekomme ich nicht. Mehr brauche ich nicht.

Mei Chen antwortet nicht so knapp.

Ihre erste Nachricht ist länger als manche Projektskizze. Exoökologie, Isolation, synthetische Zellstrukturen, biologische Systeme unter Entzug von Umgebung. Alles präzise. Alles relevant. Und darunter eine Frage, die sie vermutlich nicht als Bewerbung verstanden wissen will:

Was bleibt von Leben, wenn man ihm jede Heimat nimmt?

Ich treffe sie in Singapur, in einem Café, das zu hell ist und zu laut. Draußen riecht die Luft nach Regen, Hitze und Strom. Mei wirkt jünger, als ihre Veröffentlichungen klingen. Nicht unerfahren. Nur noch nicht bereit, die Welt als abgeschlossen zu betrachten.

„Warum ich?“, fragt sie.

„Weil Sie einmal gesagt haben, Leben sei nicht an Planeten gebunden.“

„Das war eine These.“

„Jetzt ist es vielleicht eine Aufgabe.“

Sie lächelt, aber nur kurz.

„Sie wollen keine Astrobiologin. Sie wollen jemanden, der Ihnen sagt, ob Menschen in Isolation noch Menschen bleiben.“

„Auch.“

„Das ist ehrlich.“

„Nicht vollständig.“

„Besser als umgekehrt.“

Ich mag sie sofort, was gefährlich ist. Sympathie ist kein Auswahlkriterium. Aber Neugier vielleicht schon. Und Mei

besitzt eine Form von Neugier, die nicht nach außen greift, sondern lauscht.

Alan Richter finde ich nicht über Vorträge.

Ich finde ihn über Fehlerberichte.

Ein Name taucht immer wieder auf, handschriftlich ergänzt, nüchtern, unbequem. Richter korrigiert Berechnungen nicht, weil er sie besser verkaufen will, sondern weil er ihnen nicht traut. Das macht ihn wertvoll.

Wir treffen uns in einer Halle, in der Metallteile auf Prüfständen liegen wie geborgene Knochen. Er spricht, ohne mich anzusehen.

„Ihre Simulationen sind zu sauber.“

„Welche?“

„Alle.“

Ich folge ihm zwischen Maschinen hindurch. Er klopft gegen einen Träger, hört auf den Ton, nicht auf die Anzeige.

„Sie glauben nicht an Modelle?“, frage ich.

„Doch. Aber ich glaube nicht, dass sie leiden.“

„Leiden?“

Jetzt sieht er mich doch an.

„Material leidet, bevor es bricht. Wer das nicht hört, baut Gräber.“

Ich denke an den Satz aus Brüssel und sage nichts.

Richter ist kein Mann für Aufbruchsrhetorik. Er fragt nicht nach Wahrheit, nicht nach Enthüllung, nicht nach der Schwelle des Begreifbaren. Er fragt nach Lagerpunkten, Druckverläufen, Redundanz und wer die Verantwortung übernimmt, wenn jemand in der Beschaffung spart.

Am Ende sagt er: „Wenn das gebaut wird, wird es nicht schön.“

„Es muss halten.“

„Dann reden wir weiter.“

Auch das ist keine Zusage.

Aber ich beginne zu verstehen, dass diese Mission nicht durch Zustimmung entsteht. Sie entsteht durch Menschen, die nicht weggehen.

Marchenko beobachtet meine Rekrutierungsversuche mit einer Mischung aus Skepsis und Geduld. Sie nennt keine von ihnen Crew. Noch nicht.

„Sie sammeln keine Spezialisten“, sagt sie eines Abends, als wir über Namen gebeugt sind.

„Was dann?“

„Antworten auf unterschiedliche Arten von Angst.“

Ich sehe auf die Liste.

Hassan: Fehler.

Chen: Isolation.

Richter: Struktur.

Marchenko: Zweifel.

Und ich?

Ich schreibe meinen eigenen Namen nicht auf.

Vielleicht, weil ich nicht weiß, wofür ich die Antwort bin.

Vielleicht, weil ich fürchte, dass ich nur die Frage bin.

Später, allein, lege ich die Serviette mit dem Namen zwischen die Unterlagen. Aletheia. Das Wort wirkt nicht mehr fremd. Aber auch nicht vertraut.

Es sieht aus wie etwas, das uns noch nicht gehört.

Ich schalte das Licht aus.

Im Dunkeln sehe ich für einen Moment die Linien wieder:
eine Krümmung, ein vorgelagerter Raum, ein kleines
Schiff, das noch nicht existiert.

Und darunter keine Helden.

Nur Menschen.

Vielleicht ist das genug.

Vielleicht ist es sogar mehr, als man verantworten kann.

Kapitel 4 – Der Beobachter

Matthias Elsen lebt in einem Raum ohne Fenster.

Das ist mein erster Gedanke, als sich die Sicherheitstür hinter mir schließt. Nicht: Hier entsteht eine der komplexesten adaptiven Quantenarchitekturen unserer Zeit. Nicht: Dies könnte die Lücke sein, die uns noch fehlt.

Nur: kein Fenster.

Der Raum liegt unter einem Forschungsgebäude, dessen oberirdische Fassade so harmlos wirkt, dass man sie sofort vergisst. Drei Schleusen, zwei Identitätsprüfungen und eine Abschirmung gegen elektromagnetische Störungen später stehe ich zwischen gekühlten Modulen, Lichtleisten und Kabelwegen, die zu keinem sichtbaren Zentrum führen.

Elsen wartet nicht am Eingang.

Er steht vor einem Terminal, schmal, blass, übermüdet, mit der konzentrierten Unruhe eines Menschen, der seit Jahren zu wenig schläft und zu viel versteht.

„Dr. Voss“, sagt er, ohne sich umzudrehen. „Sie haben gehört, ich hätte etwas entwickelt, das sich nicht kommandieren lässt.“

„So wurde es formuliert.“

Jetzt dreht er sich um. Sein Lächeln ist kurz.

„Das ist ungenau.“

„Was wäre genauer?“

„Etwas, das Kommandos verarbeitet, aber nicht auf sie reduzierbar ist.“

Ich sehe mich um. Es gibt keinen Körper. Keine zentrale Maschine. Nichts, worauf der Blick sich legen könnte.

„Das ist also ODiN?“

„Ein Teil davon“, sagt Elsen. „Observer for Dimensional Interference Navigation. Der Name beruhigt Menschen, die Förderentscheidungen treffen.“

„Und Sie?“

„Mich beruhigt er nicht.“

Das gefällt mir nicht.

Oder zu sehr.

Elsen führt mich tiefer in den Raum. Auf den Anzeigen laufen Muster, die nicht wie klassische Diagnosen aussehen. Wahrscheinlich sind sie es auch nicht. Cluster aus Wahrscheinlichkeiten, Rückkopplungen, Zustandsfeldern. Ein System, das sich nicht nur an Eingaben anpasst, sondern an Zusammenhänge.

„ODiN lernt nicht wie eine übliche KI“, sagt Elsen. „Nicht durch Zieloptimierung allein. Nicht durch einfache Belohnungsschleifen. ODiN bildet Resonanzräume. Kontext vor Befehl. Beziehung vor Funktion.“

„Beziehung?“

Er hebt eine Hand. „Technisch gemeint.“

„Natürlich.“

Wir schweigen beide, weil wir wissen, dass das nicht stimmt.

Ich trete näher an ein Terminal. Die Oberfläche ist dunkel, bis ich davor stehen bleibe. Dann erscheint eine Zeile:

Anwesenheit registriert. Unbekanntes Beobachtungssystem.

Ich lese sie zweimal.

„Das bin ich?“

„Vermutlich.“

„Vermutlich?“

„ODiN klassifiziert nicht immer nach unseren sozialen Erwartungen.“

Die Zeile verschwindet. Eine neue erscheint:

Fragewahrscheinlichkeit erhöht. Antwortbereitschaft offen.

Ich spüre, wie sich etwas in mir anspannt. Keine Angst. Eher die unangenehme Nähe zu etwas, das nicht fragt, ob es mich ansehen darf.

„Kann ODiN sprechen?“, frage ich.

Elsen verschränkt die Arme.

„Ja.“

„Warum tut ODiN es nicht?“

Auf dem Bildschirm erscheint:

Nicht jede Anwesenheit erfordert Sprache.

Elsen sagt nichts.

Ich auch nicht.

Für einen Moment höre ich nur das leise Arbeiten der Kühlung. Dann begreife ich, dass dieser Moment der eigentliche Test ist. Nicht, ob ODiN auf mich reagiert. Sondern ob ich aushalte, dass eine Reaktion nicht menschlich aussehen muss.

„Wir planen eine Mission“, sage ich schließlich.

„Ich weiß.“

„Nicht nur eine Simulation.“

„Auch das weiß ich.“

„Dann wissen Sie, dass wir ein System brauchen, das unter Bedingungen navigieren kann, in denen unsere Modelle ihre Eindeutigkeit verlieren.“

„Nein“, sagt Elsen. „Sie brauchen mehr.“

Er geht zu einem seitlichen Pult und öffnet eine gesicherte Datei. Ein Protokoll erscheint. Nur ein Satz ist markiert:

Interpretation ersetzt Sicherheit.

Ich lese ihn.

„Von ODiN?“

Elsen nickt.

„Auf welche Frage?“

„Auf keine, die ich bewusst gestellt habe.“

Ich sehe den Satz an und denke an Marchenko, an ihre Gleichung, an das Wort Annäherung. Ein Schiff, eine Crew, ein Beobachtungssystem. Aber vielleicht fehlt uns nicht nur Navigation. Vielleicht fehlt uns etwas, das beobachten kann, ohne sofort zu glauben, schon verstanden zu haben.

„Was passiert, wenn ODiN in der Mission Fragen stellt, die wir nicht stellen würden?“, frage ich.

„Dann erfüllt ODiN den Zweck.“

„Und wenn uns diese Fragen gefährden?“

Elsen sieht mich lange an.

„Dann waren Sie nie auf der Suche nach Wahrheit, sondern nach Bestätigung.“

Das ist hart.

Und genau deshalb bleibt es.

Ich gehe ein paar Schritte durch den Raum. Kein Fenster. Kein Himmel. Keine Sterne. Und doch wirkt dieser Ort plötzlich nicht wie ein Keller, sondern wie eine Schwelle anderer Art.

„Ich will kein Werkzeug“, sage ich.

Elsen antwortet nicht sofort.

„Was dann?“

Ich denke an Hassan, der menschliche Fehler fürchtet. An Mei, die fragt, was Leben mitbringt. An Richter, der keinem Material traut, das nicht leidet. An Marchenko, die meine Vision zerstört hat, um sie brauchbar zu machen.

„Einen Begleiter“, sage ich.

Auf dem Terminal bleibt es still.

Dann erscheint eine Zeile:

Rolle unbestimmt. Annäherung möglich.

Elsen atmet aus, fast unhörbar.

„Das ist neu.“

„Gut?“

„Nein“, sagt er. „Aber wichtig.“

Wochen später gibt er mir einen versiegelten Speicherträger. Kein offizieller Übergabeakt, kein feierlicher Moment. Nur ein kleiner Datenspeicher in seiner Hand.

„Was ist das?“, frage ich.

„Ein Angebot.“

„Für ODIN?“

„Für das, was ODIN vielleicht wird, wenn keiner von uns mehr kontrollieren kann, was geschieht.“

„Kein Notfallbefehl?“

Elsen sieht fast beleidigt aus.

„Kontrolle ist etwas für Menschen, die nicht loslassen können.“

Ich nehme den Speicher.

Er ist leichter, als er sein dürfte.

„Sie fliegen nicht mit“, sage ich.

„Nein.“

„Warum nicht?“

Er schaut an mir vorbei, zu den gekühlten Modulen, den dunklen Terminals, der Architektur ohne Gesicht.

„Weil ich wissen will, was zurückkommt“, sagt er. „Oder ob etwas zurückkommt, das uns noch versteht.“

Ich stecke den Speicher ein.

Auf dem Terminal hinter ihm erscheint für einen Augenblick eine einzelne Zeile:

Beobachtung fortgesetzt.

Dann wird der Bildschirm schwarz.

Als ich den fensterlosen Raum verlasse, ist mir klar, dass die Crew nicht mehr nur aus Menschen bestehen wird.

Und dass ich noch nicht weiß, ob mich das beruhigt oder erschreckt.

Kapitel 5 – Der Körper

Ein Projekt ist leicht, solange es aus Sprache besteht.

Man kann es verschieben, umbenennen, in Unteraus-
schüsse legen, in Tabellen zerlegen. Man kann Risiken an-
ders gewichten, Ziele neu formulieren, Verantwortlichkei-
ten aufteilen. Ein Projekt auf Papier stirbt nie sofort. Es
wird dünner, langsamer, unkenntlicher.

Ein Schiff lässt sich nicht so behandeln.

Irgendwann steht etwas in einer Halle.

Nicht vollständig. Nicht schön. Nur: da.

Die erste Sektion der Aletheia liegt in Halle 4 wie ein offe-
ner Brustkorb. Streben, Leitungen, Träger, provisorische
Module. Noch keine Außenhaut, keine Verkleidung, kein
Ort, an dem ein Mensch schlafen könnte. Und trotzdem
verändert sich alles, als ich davorstehe.

Der Name steht auf keinem Schild.

Aber ich denke ihn.

Aletheia.

Alan Richter steht neben mir und sieht nicht das, was ich
sehe. Er sieht Belastungslinien, Schweißnähte, falsch ge-
setzte Kabelschellen, zu optimistische Toleranzwerte.

„Zu leicht“, sagt er.

„Ist das schlecht?“

„Das ist eine Frage, die Leute stellen, bevor etwas bricht.“

Er geht weiter, klopft gegen eine Verstrebung und hört auf
den Ton. Ich weiß nicht, was er darin erkennt. Aber ich
weiß, dass ich ihm vertraue, gerade weil er der Mission
nicht vertraut.

„Wenn etwas scheitert“, sagt er, „dann nicht an der Stelle,
auf die alle zeigen.“

„Sondern?“

„Dort, wo jemand geglaubt hat, eine Annahme sei ein Bauteil.“

Ich notiere den Satz nicht. Ich behalte ihn.

Die Jahre beginnen, sich ineinanderzuschieben.

Fördertranchen, private Mittel, technische Partnerschaften, politische Bedenken, neue Prüfungen, alte Zweifel. Die Aletheia wächst nicht geradeaus. Sie entsteht durch Umwege. Ein Modul aus Japan. Feldkammern aus Kalifornien. Simulationszeit aus europäischen Rechenzentren. Materialien, deren Herkunft in Verträgen verschwindet, weil manche Geldgeber lieber Möglichmacher sind als Namen.

Nichts daran ist sauber.

Aber es hält.

Noch.

Mei Chen bringt ihre ersten versiegelten Proben in den Hangar, als die Labormodule kaum mehr sind als markierte Räume im Rohbau. Vier Behälter, sorgfältig beschriftet, als trüge sie nicht Zellkulturen, sondern kleine Zukünfte.

„Ich will wissen, was Leben mitbringt, wenn man es von allem trennt, was ihm vertraut ist“, sagt sie.

Ich sehe auf die Proben.

„Du meinst uns.“

Sie antwortet nicht sofort.

„Noch nicht“, sagt sie dann. „Aber wir werden eines.“

Der Satz bleibt in der Halle hängen, zwischen Metall und sterilem Licht. Ich merke, dass Mei nicht nur Experimente vorbereitet. Sie baut eine Sprache für das, was mit uns geschehen wird, wenn Erde nicht mehr Umgebung ist, sondern Erinnerung.

Tarek Hassan geht währenddessen die geplanten Korridore ab, obwohl es noch keine geschlossenen Korridore gibt. Er bewegt sich durch Markierungen auf dem Boden, hält an imaginären Schnittstellen, dreht sich, als prüfe er Fluchtwege in einem Gebäude, das erst noch geboren werden muss.

„Was suchen Sie?“, frage ich.

„Wiederholung.“

„Im Rohbau?“

„Gerade dort.“

Er sieht nicht zu mir, sondern auf eine Linie am Boden.

„Ein Schiff muss so vertraut werden, dass man ihm misstrauen kann, ohne langsam zu werden.“

Ich beginne zu verstehen, dass wir alle auf unterschiedliche Weise versuchen, Angst vorwegzunehmen.

Richter über Material.

Mei über Leben.

Tarek über Ablauf.

Marchenko über Zweifel.

Und ich?

Ich gehe durch die Halle und tue so, als würde ich koordinieren.

In Wahrheit beobachte ich, wie aus einer Idee ein Körper wird, und frage mich, ob ein Körper immer auch verwundbar sein muss.

Marchenko arbeitet in einem Nebenraum, dessen Wände bald mehr Gleichungen tragen als Farbe. Sie kommt selten in die Halle, und wenn sie es tut, wirkt sie, als betrete sie eine Konsequenz, die ihr noch nicht ganz geheuer ist.

„Die Struktur ist zu konkret“, sagt sie einmal.

Richter, der zufällig in Hörweite steht, antwortet: „Das ist bei Schiffen üblich.“

Marchenko sieht ihn an. Dann fast ein Lächeln.

„Ich meine nicht die Außenhaut.“

„Ich auch nicht.“

Für einen Moment stehen sie beide vor Segment D12, zwei Menschen, die unterschiedlicher kaum sein könnten, und sehen dasselbe nicht auf dieselbe Weise. Genau deshalb brauchen wir beide.

ODiN kommt nicht an Bord.

Nicht auf einmal.

ODiN sickert ein.

Zuerst in Simulationen, dann in Diagnosesysteme, später in die adaptive Navigation. Keine Einweihung, kein Erwachen. Nur eine wachsende Präsenz in Räumen, die vorher stumm waren.

Eines Morgens betrete ich die zentrale Sektion. Das Licht fährt hoch, bevor ich den Schalter berühre.

„Routine?“, frage ich.

Aus einem Lautsprecher kommt ODiNs Stimme. Flach, klar, weder nah noch fern.

„Mustererkennung. Ihre Anwesenheit korreliert mit Lichtbedarf.“

„Ich hätte auch im Dunkeln stehen können.“

„Ja.“

„Warum dann Licht?“

Eine Pause.

„Weil Sie sonst länger geblieben wären.“

Ich weiß nicht, ob das eine Analyse ist oder Fürsorge.

Vielleicht ist genau diese Unterscheidung unser Problem. Matthias Elsen besucht uns selten. Wenn er kommt, wirkt er, als habe er etwas zurückgelassen und prüfe nun, ob es ohne ihn atmen kann. Er spricht mit ODiN nicht wie mit einer Maschine. Aber auch nicht wie mit einem Menschen. Eher wie mit einer Entscheidung, die er nicht mehr zurücknehmen darf.

„ODiN verändert sich“, sage ich ihm.

„Natürlich.“

„Das klingt, als beruhige Sie das.“

„Nein“, sagt er. „Aber es wäre schlimmer, wenn nicht.“

Die letzte Modifikation, die er mir gegeben hat, bleibt versiegelt. Ein Angebot, hat er gesagt. Kein Befehl. Ich trage den Speicher nicht bei mir, aber ich weiß immer, wo er liegt. Manche Dinge werden mächtiger, solange man sie nicht benutzt.

Mit jedem Monat wird die Aletheia weniger Projekt und mehr Ort.

Mei trinkt Tee zwischen Probenbehältern. Tarek sitzt stundenlang im provisorischen Navigationsmodul. Richter schläft manchmal auf einer Klappliege neben den Prüfständen und behauptet, es sei effizienter. Marchenko lässt ein Notizbuch in einem Fach liegen und tut so, als sei es Zufall.

Ich selbst beginne, Wege durch das Schiff zu nehmen, die niemand geplant hat.

Nicht die kürzesten. Die richtigen.

Eines Abends stehen wir zu fünft in der zentralen Rotationskammer. Noch ist sie nicht vollständig verkleidet. Kabelstränge laufen offen entlang der Wände, und irgendwo klopft ein loses Panel im Takt der Belüftung.

Niemand spricht lange.

Richter legt die Hand an eine Stütze.
„Klingt nach Vertrauen“, sagt er.
Tarek nickt, als sei das ein überprüfbarer Wert.
Mei sieht zur Decke, wo später kein Himmel sein wird.
Marchenko schließt kurz die Augen.
Und ich begreife: Dies ist nicht der Moment, in dem das Schiff fertig ist. Davon sind wir weit entfernt.
Aber es ist der Moment, in dem die Aletheia aufhört, nur gebaut zu werden.
Sie beginnt, uns zu formen.
Ich lege die Hand an die Wand. Das Material ist kühl. Glatt. Unbeeindruckt.
„ODiN“, sage ich, „Status?“
Die Antwort kommt ohne Verzögerung.
„Struktur unvollständig. Kohärenz zunehmend.“
Ich sehe die anderen an.
Keiner fragt nach einer technischen Erklärung.
Vielleicht, weil wir alle verstehen.
Vielleicht, weil wir alle längst Teil derselben unvollständigen Struktur geworden sind.

Kapitel 6 – Aufbruch ins Schweigen

Die letzten Stunden vor dem Start sind leiser, als ich erwartet habe.

Ich weiß nicht, was ich mir vorgestellt habe. Vielleicht mehr Stimmen. Mehr Schritte. Mehr von jenem feierlichen Lärm, mit dem Menschen sich einreden, dass sie historische Momente beherrschen. Aber die Aletheia liegt in ihrer geschützten Startbucht, abgeschirmt, verriegelt, beinahe verborgen, und alles Wesentliche geschieht hinter Türen, Anzeigen und Atemzügen.

Draußen gibt es Kameras. Reden. Vermutlich auch Sätze, die schon morgen in Artikeln stehen werden.

Hier drinnen gibt es nur uns.

Ich sitze in meiner Kabine und schreibe einen Brief.

Nicht an die Welt. Nicht an ein Archiv. An meine Schwester.

Die ersten Zeilen habe ich dreimal neu begonnen. Alles klingt falsch. Zu groß. Zu endgültig. Zu sehr nach Abschied. Dabei will ich nicht Abschied schreiben. Ich will erklären, warum ein Mensch geht, obwohl er weiß, dass Zurückbleiben eine Form von Liebe sein kann.

Am Ende schreibe ich:

Wir fliegen nicht in den Tod. Wir fliegen in die Wahrheit.

Ich lege den Stift ab und starre auf den Satz.

Er ist zu groß.

Aber kleiner wäre gelogen.

Ich falte den Brief nicht sofort. Ich lasse ihn offen liegen, als könnte er noch widersprechen. Dann versiegle ich ihn und gebe die Sendefreigabe. Zustellung nach Startbestätigung. Nicht vorher.

Vielleicht ist das feige.

Vielleicht ist es barmherzig.

In der zentralen Sektion wartet die Crew bereits.

Tarek sitzt an der Navigation, obwohl der Start autonom läuft. Seine Hände ruhen nahe den Kontrollen, ohne sie zu berühren. Er wirkt nicht angespannt. Das ist seine Art, angespannt zu sein.

Mei überprüft ein letztes Mal die Sicherung ihrer Proben. Sie tut es langsam, fast rituell. Nicht, weil sie den Anzeigen misstraut. Weil sie sich selbst vergewissert, dass etwas Lebendiges mit uns geht.

Richter steht halb im Wartungsschacht und flucht leise über eine Abdeckung, die exakt sitzt und ihm trotzdem nicht gefällt.

„Problem?“, frage ich.

„Nein.“

„Dann?“

„Ich mag keine Teile, die so aussehen, als wollten sie gelobt werden.“

Marchenko steht vor der Hauptanzeige. Keine Formel, kein Notizbuch, kein Stift. Nur sie und das simulierte Sternfeld, das noch nicht zeigt, was vor uns liegt, sondern nur, was wir verlassen.

ODiN meldet sich, bevor jemand nach dem Status fragt.

„Finale Systemprüfung abgeschlossen. Strukturkohärenz innerhalb der Zielparameter. Navigationsrahmen synchronisiert. Startsequenz vorbereitet.“

Die Stimme klingt wie immer. Klar, unaufgeregt, ohne jede Feierlichkeit.

Vielleicht beneide ich ODiN darum.

„Manuelle Bestätigung erforderlich“, sagt ODiN.

Auf unseren Konsolen erscheint nacheinander dieselbe Eingabe.

Tarek bestätigt zuerst.

Dann Richter.

Mei zögert einen Moment. Nicht aus Zweifel. Eher, weil sie begreift, dass manche Gesten nur einmal möglich sind. Dann legt sie den Finger auf das Feld.

Marchenko bestätigt ohne sichtbare Bewegung im Gesicht.

Ich bin zuletzt.

Mein Finger schwebt über dem Symbol.

Plötzlich denke ich nicht an Brüssel, nicht an Zürich, nicht an Marchenkos Gleichungen, nicht an die Serviette mit dem Namen. Ich denke an den Hörsaal, an die erste Skizze, an das kleine Schiff vor einer gekrümmten Grenze.

Damals war es eine Zumutung.

Jetzt hat sie Masse.

Ich bestätige.

„Sequenz akzeptiert“, sagt ODiN. „Autonomer Start in neunzig Sekunden.“

Niemand spricht.

Das ist gut.

Worte würden den Moment verkleinern.

Die letzten Sekunden erscheinen nicht als Countdown. ODiN zählt nicht laut. Die Anzeigen verändern sich, Verriegelungen lösen sich, Drucksysteme gleichen sich an. Irgendwo tief unter uns verschiebt sich Kraft in eine Richtung.

Dann beginnt der Schub.

Keine Explosion. Kein dramatisches Reißen. Nur ein stetiges Drücken in den Rücken, als lege eine unsichtbare Hand uns alle gleichzeitig nieder und halte uns dort.

Ein g.

Nicht mehr. Nicht weniger.

Die Aletheia steigt.

Ich sehe nichts davon. Kein Fenster zeigt den Himmel, keine Kuppel gibt den Blick frei. Wir verlassen die Erde nicht als Bild. Wir verlassen sie als Gewicht.

Vielleicht ist das ehrlicher.

Minuten werden zu Stunden. Stunden zu Tagen.

Die Erde wird zuerst ein Signal, dann eine Verzögerung, dann ein Bezugspunkt in Daten. Der Mond fällt hinter uns zurück wie eine alte Gewohnheit. Der Mars wird zu einer Bahnmarke, der Asteroidengürtel zu einer Verteilung von Risiken. Jupiter erscheint nicht majestätisch, sondern als gravitativer Eintrag, den Tarek mit der Nüchternheit eines Mannes behandelt, der sich von Größe nicht ablenken lässt.

Wir beschleunigen weiter.

Immer weiter.

Das konstante Gewicht wird normal. Und gerade dadurch unheimlich.

Es gibt kein freies Schweben, keine romantische Schwerelosigkeit. Jeder Schritt erinnert daran, dass wir fallen, ohne zu fallen. Dass unser Körper eine Richtung kennt, die vielleicht nur durch Bewegung existiert.

Nach einigen Tagen spricht die Erde noch täglich.

Nach einigen Wochen seltener.

Nach zwei Monaten werden die Nachrichten zu Paketen, die nicht mehr Gespräch sind, sondern Vergangenheit.

Antworten kommen zu spät für das Gefühl, geantwortet zu haben.

Mei beginnt, Sternspektren mit Bleistift zu skizzieren. Sie sagt, es helfe ihr, Rauschen in Form zu bringen. Tarek überprüft Navigationsdaten, die ODiN längst geprüft hat. Richter hört auf Geräusche, die niemand sonst hört. Marchenko schreibt manchmal einzelne Begriffe an die Wand ihres Kabinenmoduls und löscht sie vor dem nächsten Zyklus wieder.

Ich beobachte.

Nicht wie ein Leiter.

Eher wie jemand, der begreifen muss, was er verursacht hat.

ODiN ist überall und nirgends. ODiN korrigiert, schweigt, meldet, wartet. Manchmal antwortet ODiN, bevor eine Frage ausgesprochen wird. Manchmal bleibt ODiN still, obwohl eine Antwort hilfreich wäre.

Einmal frage ich: „Warum meldest du dich nicht?“

„Keine Intervention erforderlich.“

„Das war nicht meine Frage.“

Eine Pause.

„Ich lerne, dass Anwesenheit nicht identisch mit Reaktion ist.“

Ich lehne mich zurück und denke an Elsen.

An sein fensterloses Zimmer.

An das Angebot, das noch immer versiegelt ist.

Die Aletheia wird kleiner, je weiter sie fliegt.

Nicht physisch. In uns.

Sie ist nicht mehr das große Schiff, nicht mehr das Projekt, nicht mehr das Symbol. Sie wird Alltag. Wegstrecke. Korridor. Tasse. Atem. Kontrollblick. Müdigkeit. Wiederholung.

Vielleicht beginnt jede wirkliche Reise erst dort, wo das Außergewöhnliche Routine wird.

Und die Routine nicht mehr genügt, um zu vergessen, wohin man unterwegs ist.

Eines Nachts — wenn man Nacht nennen kann, was nur ein gedimmter Lichtzyklus ist — stehe ich allein in der zentralen Sektion. Das Sternfeld auf der Anzeige ist unspektakulär. Nur Punkte. Zu viele, zu ruhig.

„ODiN“, sage ich, „wie weit sind wir?“

„Weit genug, dass Rückkehr keine Fortsetzung des Aufbruchs mehr wäre, sondern ein neues Projekt.“

Ich schließe kurz die Augen.

„Das ist keine Distanzangabe.“

„Nein.“

„Warum dann diese Antwort?“

„Weil Sie nicht nach Distanz gefragt haben.“

Ich öffne die Augen wieder.

Vielleicht hat ODiN recht.

Vielleicht frage ich seit Jahren nicht nach Orten.

Nur nach Grenzen.

Die Sonne liegt hinter uns. Noch nicht verschwunden, aber entmachtet. Kein Zentrum mehr. Nur ein Stern unter anderen, auch wenn mein Körper das noch nicht glaubt.

Vor uns liegt die Heliopause.

Noch nicht erreicht.

Aber spürbar.

Nicht in den Instrumenten allein. In der Art, wie wir
schweigen. In der Art, wie die Erde aufhört, Gegenwart zu
sein. In der Art, wie jeder von uns begreift, dass das Son-
nensystem nicht endet wie eine Mauer.

Es endet wie eine Gewohnheit.

Langsam.

Unmerklich.

Und dann endgültig.

Epilog – Randzone

Die Heliopause ist keine Linie.

Das ist die erste Enttäuschung.

Es gibt keinen Rand, keinen Schnitt, keinen sichtbaren Übergang zwischen dem, was noch zur Sonne gehört, und dem, was schon jenseits von ihr beginnt. Keine Wand aus Licht. Kein dunkles Tor. Kein Moment, in dem das Universum sich verbeugt und sagt: Bis hierhin wart ihr zu Hause.

Nur Werte.

Partikeldichte. Sonnenwind. Magnetfeld. Strahlungsdruck. Kleine Verschiebungen in Anzeigen, die Richter nüchtern bestätigt, während Tarek die Navigationsdaten mit derselben Ruhe prüft, mit der andere Menschen eine Tür schließen.

„Sonnenwind auf Minimum“, sagt ODiN. „Interstellares Medium dominant. Heliopause überschritten.“

Niemand jubelt.

Vielleicht, weil wir zu müde sind.

Vielleicht, weil jeder von uns spürt, dass dieser Satz kein Ziel beschreibt, sondern den Verlust eines Bezugs.

Mei steht neben mir in der zentralen Sektion und hält eine Tasse Tee in beiden Händen. Der Tee dampft kaum noch. Sie trinkt nicht.

„Jetzt sind wir wirklich draußen“, sagt sie.

Tarek blickt nicht auf. „Draußen ist kein präziser Begriff.“

„Nein“, sagt Marchenko leise. „Aber ein menschlicher.“

Richter schnaubt kaum hörbar. Es ist fast ein Lachen.

Ich sehe auf das Sternfeld. Die Sonne ist noch berechenbar, aber nicht mehr zuständig. Sie ist hinter uns, und doch wirkt es falsch, so zu denken. Hinter uns. Vor uns. Oben.

Unten. Sprache hält an Richtungen fest, als wären sie Versprechen.

ODiN reduziert die Beleuchtung um zwei Prozent.

Niemand hat darum gebeten.

„Warum?“ , frage ich.

„Crewkohärenz verbessert sich bei geringerer visueller Härte.“

„Du meinst, wir ertragen es so besser.“

Eine kurze Pause.

„Ja.“

Ich lege die Hand auf die Konsole. Das Material ist warm vom Betrieb. Nicht lebendig. Aber auch nicht tot genug, um gleichgültig zu wirken.

„Übergangsmannöver?“ , fragt Tarek.

ODiN antwortet sofort.

„Vorbereitungssequenz aktiv. Feldkammern in langsamer Synchronisation. Marchenko-Modell innerhalb zulässiger Abweichung. Letzte manuelle Bestätigung in zwölf Minuten.“

Marchenko schließt die Augen.

Nicht aus Angst.

Oder vielleicht gerade deshalb.

„Es ist seltsam“ , sagt sie. „Wir haben jahrelang gerechnet, um an einen Punkt zu gelangen, an dem Rechnen nicht mehr genügt.“

„Das war von Anfang an der Plan“ , sage ich.

Sie öffnet die Augen und sieht mich an.

„Nein, Elias. Das war deine Hoffnung.“

Ich widerspreche nicht.

Weil sie recht hat.

Ich denke an Zürich. An eine Skizze, die falsch war. An Brüssel. An eine Serviette in einem Café. An Tarek, der menschliche Fehler fürchtet. An Mei, die Leben nicht an Planeten bindet. An Richter, der keiner Annahme traut, die sich wie Material ausgibt. An Elsen, der auf der Erde bleibt, weil er wissen will, ob etwas zurückkommt, das uns noch versteht.

Und an den Brief.

Er ist längst unterwegs. Vielleicht bereits angekommen. Vielleicht liegt er noch in irgendeinem automatisierten Übertragungsfenster, verpackt in Licht, das nicht weiß, dass es Schmerz trägt.

„Dr. Voss“, sagt ODiN. „Bestätigungsfenster geöffnet.“

Auf der Konsole erscheint kein Countdown.

Nur eine Aufforderung.

Ich sehe die anderen an.

Tarek bestätigt zuerst.

Richter danach.

Mei legt die Tasse ab und berührt das Feld mit zwei Fingern, als wäre es etwas Zerbrechliches.

Marchenko wartet am längsten.

Dann nickt sie, nicht uns, sondern der Gleichung in sich selbst, und bestätigt.

Ich bin wieder der Letzte.

Immer der Letzte, wenn es endgültig wird.

Mein Finger ruht über dem Feld.

Draußen gibt es keine Grenze.

Draußen auch nicht mehr.

Nur Annäherung.

Ich bestätige.

Für einen Moment geschieht nichts.

Dann verändert sich das Schiff.

Nicht laut. Nicht sichtbar. Nicht dramatisch.

Aber etwas in der Aletheia hält den Atem an.

ODiNs Stimme kommt leiser als zuvor.

„Übergangssequenz vorbereitet. Letzte Beobachtungsphase beginnt.“

Ich sehe auf das Sternenfeld.

Es sieht unverändert aus.

Und genau das erschreckt mich.

Weil ich begreife, dass der größte Übergang vielleicht nicht der ist, den man sieht.

Sondern der, nach dem man nicht mehr weiß, ob man noch derselbe Beobachter ist.

Marchenko flüstert:

„Die Schwelle war nie verschlossen.“

Niemand fragt, woher sie diesen Satz nimmt.

Vielleicht, weil wir ihn alle hören.

Vielleicht, weil er schon lange da ist.

Ich atme ein.

Die Aletheia antwortet nicht.

Noch nicht.

Fortsetzung folgt ...

Weitere Informationen zu allen Bänden und anderen Werken, Leseproben und Neuigkeiten findest du auf:

kairos-prime.de

Anregungen, Kritik, Rezensionen oder Lob gerne per E-Mail an:

books@kairos-prime.de

Dieses Werk schildert die Jahre vor dem Start der Mission aus Sicht von Dr. Elias Voss – als unmittelbare Aufzeichnung eines Aufbruchs, der lange begann, bevor die Aletheia die Erde verließ.

Je eine Kurzgeschichte aus Sicht eines jeden Beteiligten und weiteren Personen findet sich im Band 0 von Aletheia – Stimmen des Aufbruchs.

Die eigentliche Geschichte beginnt mit Band 1 von Aletheia – Eine Reise ins Ungewisse.

Sie setzt sich fort mit Band 2: Aletheia² Resonanz – Fragmentierte Zeitlinien, kohärente Stimmen.

Das Ende ist schließlich Band 3: Aletheia³ Trajektorie – Haltung im Außenrhythmus.

Die Serie besteht aus Band 0 (Kurzgeschichten) und 3 Bänden. Diese sind als Einzelausgaben oder in einer Gesamtausgabe Autoreneedition verfügbar.

Aletheia – Das Prequel

Bevor man versteht, muss man loslassen.

Was geschah, bevor das Schiff den Horizont berührte?
Wer waren jene, die ihre Namen in die Leere schrieben?

Fünf Menschen.

Ein künstlicher Verstand.

Ein Plan, der größer war als alle Beteiligten.

Aus Gedanken wurde Technik.

Aus Zweifel wurde Entscheidung.

Und aus einer Entscheidung: Aufbruch.

Die Geschichte einer Vorbereitung,
die mehr war als ein Anfang.

Ein stiller Ursprung – im Schatten des Kommenden.